

www.iu.de

IU DISCUSSION

PAPERS

Sozialwissenschaften

Leistungskriterien und Reputationsmechanismen der Wissenschaft. Publikationsquantität und Drittmittelakquise oder Erkenntnisqualität?

THORSTEN SÜHLEN

IU Internationale Hochschule

Main Campus: Erfurt

Juri-Gagarin-Ring 152

99084 Erfurt

Telefon: +49 421.166985.23

Fax: +49 2224.9605.115

Kontakt/Contact: kerstin.janson@iu.org

Prof. Dr. habil. Thorsten Sühlsen

IU Internationale Hochschule - Campus Hamburg

Waterloohain 9

22769 Hamburg

Telefon: +49-2846835123

Email: thorsten.suehlsen@iu.org

IU Discussion Papers, Reihe: Sozialwissenschaften, Vol. 3, Issue 3 (Juni 2023)

ISSN-Nummer: 2750-0675

Website: <https://www.iu.de/forschung/publikationen/>

Die Wissenschaft als ´Weg aus der Dunkelheit`. Was sind die Leistungskriterien der Wissenschaft? Was sind die Reputationsmechanismen? Publikationsquantität und Drittmittelakquise oder Erkenntnisqualität?

Thorsten Sühlsen

ABSTRACT:

Mit diesem Artikel wird das Ziel verfolgt, Kriterien in Form von Publikationsquantität und Drittmittelakquise als hochschulinterne Reputationsmechanismen zu „enthüllen“, zu „entschleiern“ und dem gegenüber auf Ansprüche *der* Wissenschaft hinzuweisen. Außerdem wird Bezug genommen auf die Veranstaltungsreihe „drinnen und draußen“ der Münchener Universitätsgesellschaft zum Thema „Wissenschaft unter Druck“ am 6. Dezember 2017, Ludwig-Maximilians-Universität (LMU). In einer zu dieser Reihe gehörenden Podiumsdiskussion wurde wissenschaftliches und hochschulinternes Arbeiten problematisiert, das an Aktualität nicht verloren hat. Auszüge der Luhmannschen Systemtheorie dienen folgend dazu, diese Problematisierung theoretisch zu reformulieren zwecks Reflektion von Erkenntnispraktiken und auch Reflektion von An- und Aberkennungsmechanismen in Wissenschafts- und Hochschulsystem.

KEYWORDS:

Publikationsquantität, Drittmittelakquise, Reputationsmechanismen, Systemtheorie, Reflexion, Mechanismen, Hochschulsystem.

AUTOR:



Prof. Dr. habil. Thorsten Sühlsen lehrt Sozialwissenschaften/ Soziale Arbeit an der IU Internationale Hochschule Hamburg. Im Anschluss an das Studium der Pädagogik und Psychologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel forschte und lehrte er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter, promovierte und habilitierte und nahm eine Privatdozentur an der CAU an. Kurze Zeit später erhielt er eine Professur für Erziehungs- und Bildungswissenschaft in Vertretung (*sine spe*) an der Universität der Bundeswehr München. Zum Wintersemester 2020 nahm Thorsten Sühlsen den Ruf an die IU Internationale Hochschule an. Parallel zu den obigen wissenschaftspraktischen Qualifikationen und Erfahrungen machte Thorsten Sühlsen eine vierjährige Fachausbildung zum Systemischen Therapeuten sowie eine zweijährige Fachausbildung zum Supervisor, er arbeitete während und nach dem Studium als Systemischer Therapeut sowie als Sozialpädagoge in diversen Einrichtungen fürs Jugendamt: für den Kinder- und Jugendhilfedienst sowie für das Amt für Soziale Dienste, ebenso im Medizinischen Versorgungszentrum.

Die Wissenschaft produziert Wahrheiten

Die Begriffe Wissenschaft und Wahrheit werden stetig hinterfragt, sei es moralisch, politisch oder wirtschaftlich, vor allem aber wissenschaftlich. Das Prüfen von Wissenschafts- und Wahrheitsbegriffen ist selbst schon ein selbstverpflichtender Anspruch *der* Wissenschaft, also ein Problem der Selbstreferenz, weshalb sich die Luhmannsche Systemtheorie anbietet. Selbstreferenz ist die Bedingung für Beobachtung. Selbstreferenzielle Systeme beziehen ihre Operationen auf ihre eigenen Operationen und legen dadurch mögliche Umweltkontakte fest. Warum Theorie? Weil Wissenschaft und ihr Problem der Selbstreferenz durch moralische, politische und wirtschaftliche Interessen in Gefahr gebracht werden. Diese Gefahr besteht allerdings, und sie ist nicht neu: Im „Streit der Fakultäten“ von 1798 verwies I. Kant auf den Anspruch, dass Wissenschaften sich abzuwenden hätten von politischen Vorgaben. Wissenschaftler:innen seien zu einer Wahrheitsprüfung verpflichtet, sie müssten für die Wahrheit der Lehre stehen, denn die Wahrheit sei wesentliche und erste Bedingung der Wissenschaft überhaupt, auf die es ankäme; die Nützlichkeit sei zweitrangig. Außerdem soll die Wissenschaft „ihre Rüstung gegen die Gefahr, womit die Wahrheit, deren Schutz ihr aufgetragen ist, bedroht wird, nie ablegen [...]“ (S. 28).¹

„Ne quid falsi audeat ne quid veri non audeat dicere scientia“: Die Wissenschaft wage es nicht, etwas Falsches zu sagen oder etwas Wahres nicht zu sagen² (Inscription über einem der Haupteingänge zum Auditorium Maximum der Ludwig-Maximilians-Universität). Solch ein Anspruch bringt zuweilen die Schwierigkeit mit sich, dass gefordert wird, komplexe wissenschaftliche Erkenntnisse sollen (für die Praxis) einfach verständlich sein. Wird Vereinfachung wissenschaftlicher Aussagen angestrebt, führt dies nicht selten dazu, dass fragmentierte Darstellungen wissenschaftlicher Erkenntnisse den Aussagegehalt verfälschen oder zwecks Vereinfachung – manch Wahres weggelassen oder gar falsch wiedergegeben wird – absichtlich oder unabsichtlich. Wird dieser von außen an die Wissenschaft herangetragene Forderung nach Vereinfachung nicht entsprochen, so müssen Wissenschaftler:innen mit Abwertungen rechnen, auch, wenn die wissenschaftliche Erkenntnis qualitativ hochwertig ist. Es kann auch zu Unverständnis außerhalb der Wissenschaft führen, gar zu unreflektierten Fragen wie etwa „Was nützt diese Erkenntnis überhaupt in der Praxis?“ Ein wissenschaftlicher Anspruch hingegen wäre zu fragen, ob die Frage nach Nützlichkeit überhaupt berechtigt ist. Luhmann führt diesen seinen Einwand weiter aus dahingehend, dass es „nicht einzusehen [sei], weshalb Theorie, wie man oft hört, sich bemühen müsste, für Praktiker verständlich zu sein. Weshalb sollte sie die damit verbundenen Einschränkungen akzeptieren?“ (Luhmann 2006, S. 473f). Verständlich sein zu sollen, führe die Wissenschaft nicht zu einer Verbesserung ihrer Erkenntnisleistung, so Luhmann. Anspruch des Wissenschaftssystems ist, wahre Erkenntnisse zu produzieren, nicht sie verständlich zu machen. Wahrheit wird beispielsweise von Luhmann definiert als sozialer Mechanismus, der reduzierte Komplexität überträgt (vgl. Luhmann 1984a, S. 12 & 1969, S. 23). Zwar gibt es vielfältige Wahrheitsbegriffe, also differente theoretische Konzepte, die für „sich selbst nie: Widerspiegelung der kompletten Realität des Gegenstandes“ reklamieren. „*Auch nicht: Ausschöpfung* aller Möglichkeiten der Erkenntnis des Gegenstandes. Daher *auch nicht: Ausschließlichkeit* des Wahrheitsanspruchs im Verhältnis zu anderen, konkurrierenden Theorienunternehmungen“ (Luhmann 1984a, S. 9). Fuchs (2005) schuf ein treffendes Gleichnis mit der Figur des „Hofnarren“, dem es – als einzigem erlaubt ist – die Wahrheit dem König kund zu tun. Genau das war die Funktion

¹ Die Veröffentlichung von Teil 1 ist durch Kants Maßregelung durch die Preußische Regierung 1794 verhindert worden.

² Siehe dazu das Geheimhalten wissenschaftlicher Erkenntnisse von Shell. Shell wusste schon 1986 im Detail über den Treibhauseffekt Bescheid - und entschied zu schweigen.

des Hofnarren wie es auch – aus der hier im Artikel vertretenen Sicht – die Funktion der Wissenschaft sein soll. Der König war auf Wahrheiten beruhenden Aussagen seines Narren angewiesen, denn von den Hofschranzen konnte der König keine wahren Stellungnahmen erwarten. Ähnlich dienlich ist das Gleichnis mit dem Teufel im göttlichen Hofstaat (Bardmann 1994, S. 10f). Beschimpft man den Teufel nicht nur als verwünschenswertes Unding, als Bösewicht, Unhold und Verführer, sondern versucht ihn als Beobachter zu begreifen, so ließe sich die Figur des Teufels vergleichen mit *der* Wissenschaft: Der Teufel stellt die einzige Figur im Hofstaat Gottes dar, die es wagte, Gott zu kritisieren, wissenschaftlich genauer ausgedrückt: gegenzubeobachten und Gott auf seine – hier im systemtheoretischen Duktus: Blinden Flecke hinzuweisen. Die Wissenschaft hat gegenwärtig komplexe und ausgefeilte Möglichkeiten, Beobachtungen zu beobachten, also Unterscheidungen zu unterscheiden, um zu wahren Erkenntnissen zu gelangen, die dennoch konstruiert sind (vgl. Luhmann 2007). Wahre Erkenntnis ist also genauso wenig leibhaftig wie der Teufel: widergöttlich anmaßend, ähnlich wie die Wissenschaftler:innen widerpolitisch, widermoralisch anmaßend. Nun, Lucifer wurde aufgrund dessen, dass er Gott in seinen Ansichten in Frage stellte, aus dem Hofstaat entlassen und auf die Erde zu den Menschen strafversetzt. Laufen Wissenschaftler:innen ebenso Risiko oder gar Gefahr, exkludiert zu werden, sofern sie es wagen, allein wahre Erkenntnisse als wissenschaftliche Aussagen anzuerkennen und nicht unbedingt die im „Hofstaat“ erwünschten? Lucifer setzte auch unter den Menschen unbeirrt seine Arbeit fort und „gegenbeobachtete“, womit er sich wiederum erneut unbeliebt machte; so unbeliebt, dass niemand es wagte, ihn auch nur mit seinem Namen zu benennen, sondern nur als den Leibhaftigen betitelten, ähnlich, wie manch einer gegenwärtig nicht von der wahren Erkenntnis wagt zu sprechen. Die Wissenschaft tut es aber unbeirrt; wie teuflisch anmaßend? Nein! Für wissenschaftliche Erkenntnisleistung stellen heutzutage Theorien und Forschungsmethoden die Kriterien für das Wissenschaftssystem dar, um zwischen wahr und unwahr zu unterscheiden. Für diesen binären Code stellen die hochschulinternen Programme Publikationsanhäufung und Drittmittelakquise keine Kriterien für eine korrekte Zuschreibung der Codewerte des Wissenschaftssystems dar (Luhmann 1992). Erfahrbare Realitäten gelten ebenso als Bedingung der Möglichkeit der Ausdifferenzierung der Wissenschaft. Mit gesicherten Begriffen wird die unbestimmte Komplexität (Realität) in wissenschaftsinterne Komplexität transformiert. Begriffe formieren den Realitätskontakt der Wissenschaft (vgl. Luhmann 1984a, S. 13). Das hieße, so ein Anspruch der Expertiseforschung, dass Wissenschaftler:innen zum einen theorie- und forschungsmethodenbasiert den Gegenstand ihres Interesses beobachten, zum anderen zusätzlich auf Realitätskontakt zurückgreifen, also im Praxisfeld selbst tätig sind bzw. waren. Durch diese mehrfache Differenzierung entstehen weitere Möglichkeiten wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung. Ein mögliches Item: Haben die Kandidat:innen für einen Lehrstuhl selbst schon im Professionsfeld gearbeitet?¹ Bringen die Kandidat:innen Expertise mit? Hat eine Pädagogik-Professorin selbst schon in einer pädagogischen Einrichtung erzogen, hat ein Medizin-Professor selbst schon operiert? Das sind Fragen nach professionsspezifischen Tätigkeiten im Praxisfeld, die als Expertise² bezeichnet werden. Fachhochschulen haben diesen Anspruch zeitlich halbiert (Semi-Expertise), Universitäten haben diesen Anspruch nicht. Auf ein provokantes Item gebracht: Hat die Lehrstuhl-Kandidatin selbst schon im Professionsfeld – nicht nur wissenschaftsdisziplinär – gearbeitet oder hat sie ausschließlich wissenschaftsdisziplinär gearbeitet

¹ Welcher Indikator auch immer diesbezüglich bestimmt wird, und welches Indikaturnum (Sachverhalt) der Indikator anzeigt, wäre wiederum zu erforschen, ist erkenntniswürdig.

² Ericsson definiert Expertise mit zehnjähriger Berufserfahrung (2008).

und gar nur Publikationen angehäuft und Drittmittel akquiriert? Die Fragen nach einem mehrfach eingeschlossenen Kontakt mit *der* Realität, diese mehrfache Differenzerfahrung, ist also Erkenntnis generierend, somit als Wissenschaftsanspruch berechtigt.

Von Praktiker:innen werden nicht selten sogenannte anwendbare Erkenntnisse und zusätzlich womöglich einfache und schnelle Lösungen für Probleme erwünscht. Es ist aber erstens nicht die Aufgabe der Wissenschaft, die Probleme der Praktiker:innen zu lösen, die aus Sicht *der* Praktiker:innen als solche bezeichnet werden, zweitens sind komplexe Probleme und Fragestellungen nicht einfach bzw. unterkomplex zu lösen bzw. zu beantworten. „Umso komplexer die Fragestellungen, umso komplexer die Antworten. Uneindeutigkeiten in den Antworten der Wissenschaft ist kein Fehler der Wissenschaft“, so Nassehi. Er werde hellhörig, finde er zu einem Problem zu eindeutige Lösungen, wenn also alle einig, in Konsens gerieten. Das sei womöglich ein Hinweis, dass nicht alle Faktoren betrachtet oder erkannt worden seien. Wissenschaften, die Fragen aus der Praxis nicht so eindeutig beantworten wie es die Praktiker:innen gerne hätten, seien womöglich gute Wissenschaften (2017). Viel interessanter wäre, wissenschaftlich zu analysieren, welche Auswirkungen wissenschaftliche Erkenntnisse auf beispielsweise die Praxis haben. Laut Luhmann können Erkenntnisproduktionen Praxis irritieren. Die Wissenschaft könne Fragen stellen, die den Praktikern nicht in den Sinn kämen. Aus wissenschaftlicher Sicht sei es fast unmöglich, anwendungsgebunden zu sagen: „Macht das so, dann habt Ihr Erfolg“. Für die Wissenschaft gelte, Probleme anders zu definieren als die Praktiker:innen. Diagnosen und Empfehlungen seien kombiniert zu geben: „Versucht es mal so und berichtet uns dann, welche Erfahrungen Ihr macht. Wir analysieren dann eure Erfahrungen“. Wissenschaft könne andere Fragen stellen und Fragen anders stellen als die Praktiker:innen im Alltag. Wissenschaft könne Selbstbesinnungsprozesse in Gang bringen, die nicht ohne Effekt blieben (1994).

Richtigkeitsbedingungen für wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung sind also Theorien und Forschungsmethoden ebenso wie „mitgebrachte“ Expertise aus dem Professionsbereich, die sich durch beständige wissenschaftliche Fehleranalyse (K. Poppers Falsifikationismus und die einhergehende Problematisierung von S. Kuhn) bewähren oder eben nicht. Da Codewerte nicht veränderbar sind, entstehen beispielsweise im Wissenschaftssystem Programme, die an andere Funktionssysteme wie etwa Wirtschaft koppeln. Vieles im Leben habe sich beschleunigt und trage zur Maschinerie der Produktion wissenschaftlicher Publikationen bei, die Produktion werde immer schneller, ähnlich der Banknotenpresse in der Inflation, so Höpfe (2017). Der Luhmannschen Systemtheorie folgend, funktioniert die Wirtschaft als System dadurch, dass Zahlungen geleistet oder eben nicht geleistet werden, das ist der binäre Code der Wirtschaft. Wer kein Geld hat und sich keines beschaffen kann (Drittmittelakquise), nimmt am Wirtschaftssystem nicht mehr teil; nun auch nicht mehr am Wissenschaftssystem? Die hochschulinternen Entscheidungen, Publikationsanhäufung und Drittmittelakquise programmatisch werden zu lassen, ist riskant, wenn der etwaige Schaden als Folge der Entscheidung gesehen wird. Sofern hingegen der etwaige Schaden als extern veranlasst gesehen, also auf die Umwelt – beispielsweise Wissenschaft – zugerechnet wird, dann stellt die Entscheidung eine Gefahr dar (vgl. Luhmann 1991, S. 30 f).

Selbstgefährdung

Das Wissenschaftssystem tendiert dazu, Risiken in Selbstgefährdung zu verwandeln. (vgl. Luhmann 2003, S. 189f). Illinger merkt an, dass die Publikationsflut nicht mehr zu bewältigen sei. Ein großer Teil würde nach kurzer Zeit widerlegt, weil sie absichtlich und zum größten Teil unabsichtlich falsch seien, weil Wissenschaftler stark unter Druck stünden, möglichst viele kleine Veröffentlichungen möglichst schnell „herauszuhauen“. Es gäbe Wissenschaftler:innen, so Illinger, „die sich mit der Qualität des Publikationswesens beschäftigen und mit gutem Grund sagen, dass wahrscheinlich weit mehr als die Hälfte aller Publikationen einfach *bullshit* ist“ (2017). Der Prozess der Erkenntnisgewinnung müsse transparenter gemacht werden. Die Fehlerkultur methodischer Erkenntnisgewinnung durch die Veröffentlichungswut ist zu groß, der „Selbstreinigungsmechanismus“ der Wissenschaft – Illinger verweist hier auf K. Popper – käme nicht dagegen an.

Hochschule und Wissenschaft arbeiten quasi gegeneinander. Publikationsanhäufung und Drittmittelakquise dienen einerseits als Mechanismus der riskanten Reduktion hochschulinterner Komplexität, stellen andererseits für das Wissenschaftssystem eine Gefahr dar. Im Wissenschaftssystem stellen Erkenntnisproduktionsfehler deshalb eine Gefahr dar, wenn die Erkenntnisqualität nicht überprüft wird, sondern Reputation kreditartig und fußend auf Aussagen Dritter vergeben wird: „Die Kandidatin hat über fünfzig Publikationen. Da muss ja was dran sein, wenn die Verlage all das veröffentlichen“. Kredit wird vergeben, weil Dritte, weil andere Beobachter diese Publikationen für veröffentlichungswürdig befunden haben. Die Entscheidungsverantwortung wird verlagert, wird externalisiert. Diese Undurchsichtigkeit unbestimmter Komplexität stellt zunächst eine hochschulinterne Risikobelastung dar. „Man sieht und berechnet vor allem Anschlüsse fürs eigene Handeln und verkraftet die Umwelt durch Transformation von Unsicherheit in Risiko“ (Luhmann 1984b, S. 321). Die Berufungskommission weiß nicht, mit welcher Wahrscheinlichkeit Kandidat:innen komplexe und bewährte Erkenntnisse produziert haben, sofern die eingereichten Veröffentlichungen nicht gelesen werden, weil sich ggf. ein Mitglied einer Berufungskommission nicht als Entscheider:in beobachtbar machen will. Die Wahrscheinlichkeit einer Fehlentscheidung ist aber nicht gering, wenn das Kommissionmitglied die Publikationen nicht liest. Es wird bevorzugt entschieden – aus organisationsinternen Gründen –, lediglich die Publikationen zu zählen; nicht zuletzt deshalb, weil – erstens – beim Zählen die Wahrscheinlichkeit gering ist, Fehler zu machen, zweitens ist es leicht nachzuprüfen.

Die positive Aussage „Heute habe ich wahre Erkenntnisse produziert“ kann aus systemtheoretischer Sicht als eine als Negation der negativen Aussage „Heute habe ich keine wahren Erkenntnisse produziert“ gelten. Also ist der binäre Schematismus des Wissenschaftssystems ein Typ der Unterscheidung „wahr/ unwahr“. Mit anderen Worten, die Wissenschaft ist dadurch definiert, dass all das, was den Anspruch hegt, als „wissenschaftliche Erkenntnis“ beobachtet zu werden, diesem Code unterworfen ist. Allerdings liefert dieser Code „wahr/ unwahr“ keine Handlungsanweisungen oder Präferenzen, weswegen das Wissenschaftssystem bestimmte Programme entwickelt hat, die sicherstellen, dass wahre Erkenntnisse mit hohem Bewährungsgrad produziert werden, nämlich mit Theorien, Forschungsmethoden und Argumentationslogiken wie etwa (Werner Heisenberg & Niels Bohr zitiert nach P. Kroepe, persönliche Mitteilung 2014):

„Ich helfe Ihnen, Argumente gegen mich zu entwickeln.
Helfen Sie mir, Argumente gegen Sie zu entwickeln.“

Vielleicht wäre dieser wissenschaftliche Anspruch von Heisenberg und Bohr zu benennen als: *Maximum perfectionis*. Dem gegenüber stehen Publikationsanhäufung und Drittmittelakquise einer hochschulinternen Organisationskultur bedingte Programme in Form „selbst gesponnener Bedeutungsgewebe“ (vgl. Bardmann 1994, S. 381). Was heißt das für das Wissenschaftssystem? Risikobelastung durch zunehmende Akklamation seitens der Hochschulen? Verweigerung der Objektivitätsmaßstäbe aufgrund politischer und wirtschaftlicher Einflüsse? Strukturelle Kontingenzbelastung? Mangelhafte Fehleranalyse bzw. Wahrheitsprüfung? Die mangelnde Einhaltung wissenschaftlicher Regeln, also das gegenseitige Überprüfen der Theorien und Forschungsmethoden als Grundlage für Erkenntnisproduktionen beklagt Nassehi (2017). Lesch kritisiert die nicht mehr oder kaum noch vorhandene Transparenz der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion. Die Wissenschaft wisse nicht mehr, was genau passiert: Es würde innerhalb des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses hingenommen, dass die Analyseverfahren nicht mehr durchgängig transparent seien. Lesch spricht in angelegten Bezügen von *hidden layers*. Er hält es für überprüfungswürdig, ob nicht auch gerade Publikationsfluten, die die Entscheidungssäule für die Vergabe von Reputationswürdigkeit darstellen, nicht einen Algorithmus verkörpern, von dem man nicht mehr wissen könne, ob und wie eine qualitative Entscheidung über Veröffentlichungen getroffen werde. „Hauptsache der Output stimmt, also das ganze nur noch ein Input-Output-Problem ist, dann verzichtet man eben auf die genaue Kenntnis der Entscheidungsprozesse zwischendurch, weil es um Zeitgewinn gehe, Zeit würde gewonnen, zählte man lediglich die Publikationen“. Reputationswürdigkeit zeichne sich eigentlich durch Beantwortung von Wahrheitsfragen aus, nicht durch Publikationslisten, so Nassehi, und weiter. „Die Würde, Fragen der Welt als Wahrheitsfragen zu stellen, das ist eine große Leistung, sie nicht als Mehrheitsfragen, sie nicht als moralische Fragen, sie nicht als religiöse Fragen, sondern als Wahrheitsfragen zu stellen, also womöglich der Gesellschaft Fragen anzubieten, auf die sie ohne Wissenschaft nicht gekommen wäre.“

Der Aufwand, um Aussagen auf Wahrheitsgehalt zu überprüfen, steht universitätsintern und wirtschaftlich unter Kritik, weil es Zeit und Geld kostet, Aussagen auf Wahrheitsgehalt und nachhaltigem Erkenntnisgewinn zu überprüfen, so Nassehi. Nicht zuletzt deshalb wird die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion in Form der Habilitation kritisiert.¹ Um dieses Problem lösen zu wollen, wird organisations- bzw. hochschulintern von Qualität auf Quantität als Kriterium der Bewertung von Publikationen gewechselt.² Nicht das langwierige Meisterstück eines Tischlers scheint gefragt, sondern schnell und kostengünstig „abgreifbare“ IKEA-Möbel, die im großen Maße „herausgehauen“ werden.

Wissenschaften haben dem gegenüber eigentlich ihre eigenen Qualitätskriterien hinsichtlich Erkenntnisgewinnung, gleichsam haben Hochschulen andere organisationsinterne Unterscheidungen. In beiderlei Hinsicht scheint es problematisch: Zum einen kann es auch 'weniger gute oder sogar schlechte' wissenschaftliche Arbeiten geben, zum anderen sagt die Anzahl der Arbeiten nichts über die Qualität aus. Es wäre zu fragen, was als Erkenntnisqualität festgelegt, besser gesagt, von einem Beobachter konstruiert wird. Hier zeigt sich eine Differenz zwischen Wirtschaft und Wissenschaft, die nicht leicht zu übergehen ist, zumal in den Geistes- oder Sozialwissenschaften. Ein funktions- und wissenschaftsdisziplinär übergreifendes objektives Maß für beispielsweise geistes-/sozialwissenschaftliche Erkenntnis

¹ Vgl. Winnacker, Ernst-Ludwig (2000). Wissenschaftsfeindliches Verfahren. Der DFG-Präsident zur Zukunft der Habilitation. *Forschung und Lehre*. 2, 2002, 60-64.

² Aus wissenschaftstheoretischer Sicht ist Transformation der Qualität in Quantität nicht möglich.

gibt es nicht. Aus der hiesigen Diskussion könnte entnommen werden, dass die Aufgabe der Wissenschaft(en) dahingehend zu problematisieren ist, dass Probleme entstehen wie etwa, dass die Beurteilung von wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion von der Ebene der Wissenschaft (Qualität von Aussagen) auf Organisations- und Wirtschaftsebenen (beispielsweise Quantität von Aussagen und Drittmittelakquise) verschoben wird. Systemtheoretisch perspektiviert gäbe es laut V. Kraft allenfalls ein „manigfaltiges Rauschen“ von Erkenntnissen, das durch Rekursion und Kondensierung zu „Ablagerungen“ führt, die dann mit „Qualität“ gleichgesetzt wird (persönl. Mitteilung, 10.02.2023). Systemtheorie erfährt hier empirische Evidenz durch Befunde über die Veränderung im Hochschulsystem. Diese Veränderung folgt gerade nicht forschungsbasierten Unterscheidungen, sondern verdankt sich eher wohl Umwelt-Einflüssen, denen das Hochschul-System wiederum Rechnung zu tragen versucht z. B. indem es „fiebert“ (ebd.): Stichwort: Bologna, Expansion.

Liquiditätsprobleme

Steigt die Anzahl der Publikationen beispielsweise in Journals, verstärken sie das Problem, auf das sie reagieren. Wer auf Steigerung der Anzahl von Publikationen angewiesen ist, wird unter der Bedingung von Inflation dazu tendieren, selbst zur Publikationsanhäufung beizutragen (vgl. Luhmann 2003, S. 189f). Dieser Selbstverstärkungseffekt stellt eine Gefahr dar, die das Wissenschaftssystem selbst produziert und sich selbst gefährdet. Für Wissenschaftler:innen geht es karrierebedingt und hochschulintern um Risikokalkulation, um eine Abwägung von Chancen und Risiken. Das Risiko, mit beispielsweise einer zeit- und äußerst leistungsintensiven Habilitationsschrift zur Erkenntnisproduktion beizutragen, steht dem Druck gegenüber, möglichst schnell und möglichst viele Publikationen „herauszuhauen“, sozusagen einer Art Liquiditätsdruck, um hier den Wirtschaftsjargon aufzugreifen, gerecht werden zu müssen. Tut man das nicht, gerät man, ähnlich wie im Wirtschaftssystem, in Liquiditätsprobleme. Es handelt sich sozusagen um Liquiditätsprobleme insofern, dass Publikationen weiterhin in großer Zahl „fließen“ müssen. Gerät die Kandidatin in Liquiditätsprobleme, so ist sie vielleicht weniger oder nicht mehr bereit, Zeit und Leistung in qualitativ komplexe Erkenntnisproduktion zu investieren; der Konkurrenzdruck verstärkt dieses Phänomen. Das stelle sich dar wie eine Art Katastrophenschwelle, in deren Nähe Kandidat:innen weniger oder nicht mehr risikobereit sei: Der Konkurrenzdruck führe dazu, dass es riskant ist mit der einzigen Alternative, das Geschäftsvolumen in Form von Publikationen nicht auf Qualität zu begründen, sondern in Form der Publikationsquantität zu vervielfachen oder ansonsten aus dem Markt auszuscheiden, so Luhmann (1991, S. 190). Diverse Wissenschaftler:innen betreiben diese Risikokalkulation mit dem Wissen, dass die Entscheider:innen in den Berufungskommissionen genau nicht die Qualität komplexer Erkenntnisproduktion erwarten, geschweige denn überprüfen. Es wird lediglich geschaut, wie andere es zuvor bewertet haben, und es wird gezählt. Das Verlangen nach Publikationslisten hat somit Funktion, sie sind die Lösung auf das Problem struktureller Effekte.

Das Wissenschaftssystem ist komplex und für sich selbst intransparent, aufgrund dieser Komplexität entwickelt sich organisationsintern die Form einer einfachen Lösung: der Orientierung an der Anzahl der Veröffentlichungen. Die Komplexität des Systems zwingt hier zum Verzicht auf ein gemeinsames Beobachten einer Erkenntnisleistung und wandelt sich „zum Risiko der Orientierung an bloßen Publikationen, die sich dadurch legitimieren, dass sie sich selbst im Kontext anderer Publikationen einen Platz anweisen.“ (Luhmann 2003, S. 191). Eine Direktüberprüfung der Risikosituation bzw. – analyse

bliebe aus und werde ersetzt durch eine Beobachtung anderer Beobachter. Entweder ziehe man mit oder man müsse die Folgen einer Zurückhaltung in Kauf nehmen, so Luhmann. Weiter: Es werde sich danach orientiert, ob andere die Autorin zitierten, man gewähre Kredit, ohne zu überprüfen, ob Erkenntnisproduktion tatsächlich vorliege. Das könne als organisationsstruktureller Zwang zur Leichtfertigkeit gesehen werden und führe zu einer Erhöhung der Risikobereitschaft, da dieser Prozess sich selbst generiere. Die Idee, je mehr ein Autor zitiert wird, desto mehr könne man ihn zitieren, weil viele ihn zitieren, stelle die Erhöhung der Risikobereitschaft dar, so Luhmann. Teilnehmer:innen kopieren diese Risikobereitschaft und erhöhen damit das Gesamtrisiko, es wird zum Prinzip: Entsprechende Reputationsvergabe- bzw. Systemstrukturen dienen dann als Einrichtungen der Absicherung, auf die zugegriffen werden kann, ohne die Qualität der Erkenntnisgewinnung zu überprüfen. Das führt dazu, dass Reputationsmechanismen und Erkenntnisqualität negativ korrelieren. Eine Art Refinanzierung, also Reputationszuweisung wird vollzogen bei nicht vorhandenem Kapital, also ohne Überprüfung der Qualität. Solche Systemstrukturen der Reputationszuweisung haben die Funktion der Rückversicherung als eine Art organisationsinterne Versicherungsstruktur auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung. Manche stellen sich darauf ein, womöglich aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, daß es weder für Wissenschaftler:innen noch für die Hochschulen rational ist, Reputationen mit komplexen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnen gleichzusetzen. Das ist nicht neu. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde bemängelt, dass „ein angelsächsischer akademischer Lebenslauf heutzutage immer mehr mit der Promotion einsetzt, ein deutscher hingegen nach [der] Habilitation als entscheidenden Qualifikationsnachweis...“ (Bruch 2000, S. 70). Das beruht auf der Trennung von Promotions- und Habilitationsverfahren im Sinne der Berliner Statuten von 1816. Stratmann (2017) merkt an, dass induzierter Druck gefährlich sei. Systemtheoretisch hieße das, dass der Druck, möglichst viel publizieren zu müssen und Drittmittel anzuschaffen, in Selbstgefährdung des Wissenschaftssystems verwandelt wird.

Diversität statt Druck

Sofern klare Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft hochschulinternen verschwimmen durch Zeitdruck bzw. Forschungsprojektdeadlines, Drittmittelakquise und Publikationsanhäufung, verlieren Sekundärprogramme an Bedeutung, die der Produktion wahrer wissenschaftlicher Erkenntnisse zuträglich sind, also als Richtigkeitsbedingung in Bezug auf den binären Wissenschaftscode „wahr/ unwahr“ gelten können: „Erkenntnisse erlangt man mit der Ruhe, mit der Zeit, in der Langeweile, durch Freiräume und freie Zeit sowie Entfaltungsmöglichkeiten und akademische Vielfalt“ (Lesch, S. 2017). Ebenfalls hat H.G. Gadamer auf die Notwendigkeit von Freiräumen verwiesen (1987). Die Bezeichnung Freiraum ließe sich in Verbindung bringen mit der Bezeichnung Freiheit. Popper hält die kognitive Relevanz der Freiheit für relevant (1982) und Luhmann definiert Freiheit auch nicht mehr als Abwesenheit von Zwang, sondern als kognitive Bedingung ihrer Möglichkeit (1997, S. 1032). Gehen solche Sekundärprogramme der Wissenschaft verloren, entwickeln Systeme Immunreaktionen auf hohe Risikobelastungen (vgl. Luhmann 1991, S. 189). Um dem zu begegnen, stellt Lesch sich eine intellektuelle Landschaft vor, in der die Hochschule nicht an dem gleichen Problem leide wie die Welt um sie herum: den Niedergang akademischer Diversität bzw. Vielfalt. Wenn die Hochschule einen ähnlichen Niedergang der akademischen Vielfalt erlebe, dann wäre das schlimm. Seine Vorstellung ist, dass in

Zukunft Wissenschaft nicht den bisherigen Weg in Richtung Monotonisierung ginge, nämlich dass immer alles nützlich sein müsse. Es müsse dafür gesorgt werden, Grundlagenforschung in allen Facetten zu fördern. Weil man nicht wissen könne, was für die Zukunft gebraucht würde, wäre es gut, böten Hochschulen Optionen in einem unglaublichen großen Panorama an, so Lesch. Die Wissenschaftspolitik und Wissenschaft müsse dafür sorgen, dass „viele Blumen blühen!“ Lesch weiter: Die Wissenschaft beginne, immer mehr und mehr ein ökonomisches Unternehmen zu werden. „Besser wäre eine Unabhängigkeit, dass keine ökonomischen Gründe im Hintergrund stünden. Negativ sei der für wissenschaftliche Projekte vorgegebene Zeitdruck mit sogenannten „Deadlines“, für die es aus wissenschaftlicher Sicht keinen Grund gäbe. „Allein die Bezeichnung Deadline sollte einen vorsichtig werden lassen, so Lesch, „wenn man von Todeslinien spricht, nach dem Motto: entweder alles oder nichts, entweder Sekt oder Selters, entweder hier oder nie wieder. Es sei schlimm genug, dass Wissenschaftler sich in so etwas haben hineinführen lassen.“

Höppe spricht diesbezüglich vom Verlust der Vertrauenswürdigkeit in die Wissenschaft: Expertise der Forschenden sei ein Hauptgrund für Vertrauen. „Weiß die Bevölkerung, dass aber in den Wissenschaften fast nur noch auf Publikationsquantität geschaut wird, nicht auf wiss. Expertise?“ Häufigster Grund für Misstrauen, so Höppe, sei die Abhängigkeit von Geldgebern, der ökonomische Druck, den Wissenschaftler spürten, sei gravierend. Die Max-Planck-Gesellschaft, so Stratmann, „sichert ihren Wissenschaftlern eine lebenslange Garantie zu, das zu tun, wozu sie Lust haben – ohne ökonomischen Druck“. Man habe mit nicht wissenschaftlichen Zielvorgaben einen gefährlichen Wettbewerb. Stratmann führt weiter aus, dass heute ein Wissenschaftssystem vorzufinden sei, in dem immer mehr in wirtschaftlichen Leistungskriterien gedacht werde, auch, dass man prinzipiell oftmals Leistung in irgendeiner Weise quantifizieren müsse. Das habe sich durch die gesamte Gesellschaft „durchgefressen“, dass man immer mit Leistungskriterien „überzogen“ würde. In der Wissenschaft könne man Leistungskriterien nicht so einfach definieren, so Stratmann, denn das, „was ein Einstein geschaffen hat, sei schwer zu quantifizieren“. Es werde sich lediglich auf die Zahl der Publikationen, und auf die Frage reduziert, wie oft die einzelne Publikation von anderen gelesen wurden. Das sei ein „Dreiklang, der zu einer Art Ökonomisierung und Quantifizierung des Outputs führe“, den Stratmann „für total schädlich!“ hält. Er fügt hinzu, dass weltweit in der Wissenschaft viel „Murks“ produziert werde, weil es Reputationsmechanismen gäbe, bei denen „Wissenschaftler einem darwinistischen Wettbewerb ausgesetzt sind [...]“. Es würden gigantische Mengen publiziert, die dann aber auch wieder in die Bedeutungslosigkeit übergingen. Höppe äußert, dass es an der LMU üblich gewesen sei, dass ein „Wissenschaftler einen wissenschaftlichen Aufsatz pro Jahr oder gar in zwei Jahren produziere“, man habe sehr viel Zeit bekommen, um nachzudenken. Armin Nassehi ergänzt, dass komplexe Probleme komplexe Fragen benötigten, die wiederum komplexe Antworten benötigten, die Zeit benötigten und die weder eindeutig noch konsensfähig seien.

Wissenschaft als Abweichungsgenerator

Wissenschaft als eine Art Abweichungsgenerator generiert mit ihren Programmen Komplexität, um auf Umweltkomplexität bzw. erfahrbare Realität zu reagieren. Wissenschaft reduziert auf ihre Art und Weise unbestimmte Komplexität (Realität) mit ihren eigenen Bordmitteln wie Theorien und Forschungsmethoden in wissenschaftsinterne Komplexität. Zur Reduktion von Umweltkomplexität ist wiederum

Komplexität erforderlich. Poetisch ausgedrückt: abweichende Systemverhältnisse stellen für Wissenschaft das Reizvolle dar; dass die für Wissenschaften reizvolle Umweltkomplexität (erfahrbare Realität) nicht zu ignorieren ist, weil doch insbesondere das Wissenschaftssystem – noch einmal poetisch ausgedrückt: „Abweichungen liebt“. Nassehi schließt an Luhmann an, dass sich Praktiker an ihre eigenen Fragen und Antworten gewöhnten, die Wissenschaft hingegen biete andere Fragen und Antworten. Es gehe Nassehi nicht um das Erfüllen der Nutzenerwartungen anderer. Die Aufgabe der Wissenschaft bestünde nicht nur darin, Fakten zu erforschen und darzustellen, sondern diese auch wissenschaftlich zu interpretieren, denn Fakten sprächen nicht für sich. Man dürfe wissenschaftlich fundierte Fakten nicht der Interpretation der Moralisten und Politiker überlassen. Veröffentlichte wissenschaftliche Aussagen seien von Wissenschaftler:innen gegenseitig zu testen und wissenschaftliche Argumente seien „gegenseitig vor den Kopf zu hauen“ bzw. wechselseitig wissenschaftlich zu kritisieren. Aussagen seien zu prüfen, ob sie im Hinblick auf theoretische und methodische Belange stimmten. Das müsse wieder verstärkt vorgenommen werden, so Nassehi. Stratmann schließt hier an und verweist auf die Max-Planck-Gesellschaft, in der eine intensive Diskussion geführt werde, wie gegen Publikationsanhäufungen anzukommen sei. Er verweist auf die Vorteile, die die Max-Planck-Gesellschaft genießt, jedoch viele Leute eine Professur ganz woanders suchten. Wenn eine Vielzahl von Bewerbungen für Lehrstühle einginge, dann werde üblicherweise diese Anzahl deutlich reduziert: „1. Was hat er publiziert, 2. wie oft hat er publiziert, 3. wer hat ihn zitiert“. Stratmann postuliert: dass von dieser Massenproduktion herunterzukommen und ernsthaft darüber nachzudenken sei, wie zu Prozessen zu wechseln wäre, die Freiräume für Wissenschaft, für Entfaltungsmöglichkeiten und Ruheräume schaffen. Stratmann berichtet, ein Bewerber habe eine Methode entwickelt, die eigentlich gegen das Grundprinzip der Physik verstoßen habe. Der Bewerber habe sich bei allen Universitäten Deutschlands, bei allen Fachhochschulen beworben, habe aber nicht ein einziges Angebot bekommen. Warum? Weil er mit seinem ganzen Publikationsoutput unterdurchschnittlich gewesen sei. Erst nach seinem Durchbruch durch die Anerkennung der Max-Planck-Gesellschaft habe er die Möglichkeit und Freiräume bekommen, nach eigener Fassung zu forschen. Stratmann rät aufzupassen, dass das Wissenschaftssystem nicht gute Wissenschaftler verliere, indem Wissenschaftler und Universitäten sich dieser Vermassung und der numerischen Analyse der Veröffentlichungen entzögen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft, so Nassehi, mache sich Gedanken, ob sie die Quantität des Outputs gegen die Qualität aufrechnen könne, denn: wenn nur noch fünf Publikationen zu nennen wären, dann lohne es sich womöglich nicht, 50 zu schreiben. Dass die Leute trotzdem 50 schreiben, liege womöglich daran, dass die institutionellen Ordnungen immer noch so tun, als sei das etwas Besseres. Wissenschaftsinstitutionen hätten eigentlich die Aufgabe, belastbares Wissen zu produzieren. Lesch fordert, Wissenschaftler:innen sollten Wissenschaft unter nicht-ökonomischen Bedingungen betreiben und sich nicht in einen Wettbewerb der Publikationsanhäufung hineintreiben lassen, denn bei der Suche nach der Wahrheit gäbe es keine „Bundesliga-Saison, kein Ende, keinen Wettbewerb“. Wissenschaftler:innen sollten aufhören, ständig Drittmittelakquise zu betreiben, die den Grund für die irrsinnige Publikationswut darstelle, die man an „allen Ecken und Enden“ erlebe. Er kritisiert, dass es für jeden Antrag irgendeine Existenzberechtigung in Form von langen Publikationslisten geben müsse. Außerdem sei grundlegend dafür Sorge zu tragen, dass Hochschulen über genügend Geld verfügten, ohne, dass sie sich „pausenlos darum kümmern müssen, woher das Geld kommt“, so Lesch. Stratmann führt weiter aus, dass diese Publikationswut nicht hingenommen werden müsse. Die Reputationsmechanismen im Max-Planck-Institut unterschieden sich dahin, nicht die Anzahl der Veröffentlichungen zu zählen.

Illinger Postulat sei hier zum Schluss herangezogen als ein Beispiel für Mitglieder in Berufungskommissionen, dass nämlich nur zwei Fragen zu stellen seien: „1. Was war deine wichtigste Erkenntnis bisher? 2. Welche Frage möchtest du als nächstes bearbeiten? Und nicht Publikationslisten und so ein Zeug.“

Literatur

Bardmann, T.M. (1994). Wenn aus Arbeit Abfall wird. Aufbau und Abbau organisatorischer Realitäten. Frankfurt: Suhrkamp.

Bruch, Rüdiger von (2000). Qualifikation und Spezialisierung. Zur Geschichte der Habilitation. In Forschung und Lehre 2 (S. 69-70).

Ericsson, K. Anders (2008). Deliberate Practice and Acquisition of Expert Performance: A General Overview. In Society for Academic Emergency Medicine (S. 988 – 994).

Fuchs, Peter (2005). Hofnarren und Organisationsberater – Zur Funktion der Narretei, des Hofnarrentums und der Organisationsberatung. Bielefeld: Transcript.

Gadamer, Hans Georg (1988). Die Idee der Universität – gestern, heute, morgen. In der Aufsatzsammlung: Eigen, Manfred/Gadamer, Hans-Georg/Habermas, Jürgen/Lepenes, Wolf/ Lübbe, Hermann/Meyer-Abich, Klaus Michael [Verf.] Die Idee der Universität. Versuch einer Standortbestimmung (S. 1-22). Berlin u.a.: Springer.

Kant, Immanuel (1798). Der Streit der Fakultäten: auf Grund des Textes der Berliner Akademie-Ausgabe mit einer Einleitung und Registern. K. Reich (Hg.). Berliner Akademie-Ausgabe von 1959. Hamburg: Felix Meiner.

Luhmann, Niklas (1969/ 2005). Legitimation durch Verfahren (1. Auflage, Nachdruck). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1984a). Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1984b). Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System. Zeitschrift für Soziologie 13, 4, S. 308-327.

Luhmann, Niklas (1992). Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1994). Eine Welt aus Systemen. Ein Gespräch mit Niklas Luhmann. Auditorium Netzwerk [CD]

Luhmann, Niklas (1997). Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2003). Soziologie des Risikos. Berlin, New York: De Gruyter.

Luhmann, Niklas (2006). Organisation und Entscheidung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Luhmann, Niklas (2007). Erkenntnis als Konstruktion. In O. Jahrhaus (Hg.). Aufsätze und Reden (S. 218-242). Stuttgart: Reclam.

Nassehi, Armin (2018): Die letzte Stunde der Wahrheit: Kritik der komplexitätsvergessenen Vernunft. Hamburg: Murmann.

Popper, Karl (1982, 2001). Das offene Universum: Ein Argument für den Indeterminismus. Aus dem Postskript zur Logik der Forschung II. Tübingen: Mohr

Kongressbeitrag

Höppe, Peter; Illinger, Patrick; Lesch, Harald; Nassehi, Armin & Stratmann, Martin (2017). Wissenschaft unter Druck. Eine Podiumsdiskussion. Vorsitzender P. Höppe. Druck von Drinnen und Druck von Draußen. Ludwig-Maximilians-Universität: 06.12.2017. Verfügbar unter https://www.deutsches-stiftungszentrum.de/aktuelles/2017_12_20_muenchener_universitaetsgesellschaft_wissenschaft_unter_druck [Zugriff 11.02.22]